



RICHARD
DUBELL



KRONE DES
SCHICKSALS



HISTORISCHER ROMAN



BASTEI ENTERTAINMENT

INHALT

Cover

Inhalt

Titel

Impressum

Widmung 1

Widmung 2

Zitate

Vorbemerkung

Dramatis Personae

Prolog · Post miserabile Ierusalem 1204 A. D.

1.

2.

3.

4.

1. Buch · Die Liebe eines Sängers 1208 A. D.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

2. Buch · Unter der Linde 1227 A. D.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

23.

24.

25.

26.

27.

28.

29.

30.

31.

3. Buch · Wie Diebe in der Nacht 1227 A. D.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.
- 17.
- 18.
- 19.

4. Buch · Die Heimat des Königs 1227 A. D.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.
- 16.

- 17.
- 18.
- 19.
- 20.
- 21.
- 22.
- 23.

5. Buch · Der, welcher würdig ist ... 1227 A. D.

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.
- 11.
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.

6. Buch · Die Liebe eines Sängers II

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.

Nachwort

Danke

RICHARD DÜBELL

KRONE DES SCHICKSALS

Historischer Roman



BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück
GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Kai Lückemeier, Gescher

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München

Einband-/Umschlagmotiv: Johannes Wiebel | punchdesign, München, unter

Verwendung von Motiven von © shutterstock/BackgroundStore;

shutterstock/Molodec; shutterstock/Andreas Zerndl; shutterstock/Pecold;

shutterstock/Roberto Castillo

E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-2954-4

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Stefan (1957-2014)
Du bist jetzt dort, wo all die guten Geschichten sind:
In unseren Herzen und in unserer Erinnerung.
Für immer.
Es ist ein Privileg, Dich gekannt zu haben.

Für alle, die jemals die Liebe gewonnen,
und alle, die jemals die Liebe verloren haben.
Also für uns alle.

*Herrin, ich trag an der Last zu schwer.
Willst du mir helfen, dann hilf mir gleich.
Liebst du mich aber nun nicht mehr,
Führ ich für die Liebe nie mehr einen Streich.*

Walther von der Vogelweide
Freie Übersetzung aus: Saget mir ieman, waz ist minne?

*And said I that my limbs were old,
And said I that my blood was cold,
And that my kindly fire was fled,
And my poor wither'd heart was dead,
And that I might not sing of love --*

Sir Walter Scott
The Lay of the Last Minstre

VORBEMERKUNG

Sämtliche Orte in dieser Geschichte tragen jene Namen, die wahrscheinlich um die Zeit der Romanhandlung herum gebräuchlich waren. Ich habe mich dabei von zeitgenössischen Urkunden, Hinweisen in alten Dokumenten, mittelalterlichen Münzprägungen sowie diversen Ortsnamens-Lexika leiten und meine Erkenntnisse, soweit es möglich war, von Historikern und Archivaren bestätigen lassen. Falls mehrere Namen gültig waren, habe ich den verwendet, der mir am besten gefiel.

Nachfolgend die Übersetzungen:

Elwangen	Ellwangen
Freisingen	Freising
Fuchtwang	Feuchtwangen
Herneberch	Henneberg
Lantshut	Landshut
Nuorenberc	Nürnberg
Papinberc	Bamberg
Rehperc	Hohenrechberg
Stoufen	Hohenstaufen
Virteburh	Würzburg
Wizinsten	Weißenstein

DRAMATIS PERSONAE

ERFUNDEN

VALERIA

Ihre Herkunft liegt im Dunkeln, aber ihr Ziel liegt klar vor ihr.

LAURIN

Der Gehilfe Walthers von der Vogelweide hätte gern die Klasse seines Meisters.

CYRA

Die Oberste der Hüterinnen hat sich ein einziges Mal in ihrem Leben verrechnet.

VATER MUNIBERT

Der Mann des Friedens lebt für eine Mission des Hasses.

HISTORISCH

WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Der berühmte Minnesänger hat seinen Lebenstraum verloren.

OTTO VON HERNEBERCH, GRAF VON BOTENLOUBE
Walthers Kollege hat seinen Lebenstraum eingetauscht.

HEINRICH VON KALDEN

Der kaiserliche Marschall hat seinen Lebenstraum verdrängt.

GEROLD VON WALDECK

Der Bischof von Freisingen hat seinen Lebenstraum
verkauft.

FRIEDRICH II. ROMANORUM IMPERATOR
Der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs braucht ein
Symbol seiner Macht.

PHILIPP VON SCHWABEN
Der Sohn von Kaiser Barbarossa und König der Deutschen
hat einmal zu viel Vertrauen gezeigt.

EIRENE VON BYZANZ
Die Tochter des byzantinischen Kaisers und Königin der
Deutschen hat sich der großen Liebe ihres Lebens versagt.

ANNA VON REHPERC
Die Vertraute der Königin will einen Schmerz auslöschen,
der seit zwanzig Jahren in ihrem Herzen sitzt.

HERMANN VON SALZA
Der Großmeisters des Deutschritterordens verachtet
Walther von der Vogelweide.

LUDWIG VON WITTELSBACH I. DUX BAVARIAE
Der baierische Herzog richtet ein geheimes Treffen aus.

PROLOG
POST MISERABILE
IERUSOLIMITANE
1204 A. D.



❧ 1. ❧

Konstantinopel brannte.

Neunhundert Jahre lang war die Stadt die Heimat der Christenheit gewesen. Neunhundert Jahre lang hatte sie Heiligkeit und Kunst gleichermaßen in ihren Mauern beherbergt. Neunhundert Jahre lang hatte sie den Glauben bewahrt, dem der Kaiser, dessen Namen sie trug, zum Sieg verholfen hatte.

Nun waren die Kreuzritter in ihren Gassen und schändeten sie. Sie nahmen der Stadt ihre Würde und entrissen ihr ihre Schätze. Ihre Symbole, auf denen die christliche Welt aufgebaut war, wurden gestohlen, verhökert, eingeschmolzen, zerschlagen. In den Pflasterrinnen schimmerte zerbrochenes Glas zusammen mit frischem Blut im Widerschein der Flammen. Wo man zuvor heilige Choräle gehört hatte, brachen sich nun die Schreie der gefolterten Nonnen an den Mauern.

Konstantinopel brannte.

❁ 2. ❁

Vier schwer bewaffnete Männer huschten durch den Bukoleon-Palast.

»Bist du sicher, dass er hier ist?«, fragte der erste.

»Der Spion war sich sicher«, erwiderte der zweite.

»Hauptsache, irgendwer ist sich sicher«, knurrte der dritte.

»Jedenfalls ist es nicht sicher, hier länger zu bleiben als unbedingt nötig!« Die Stimme des vierten Mannes klang ein wenig dumpf, als käme sie unter einem Eimer hervor.

Vor wenigen Minuten hatten sich hier im Palast zwei Kaiserinnen den französischen Soldaten ergeben und um ihr Leben und das ihres Hofstaates gefleht. Jetzt waren die Plünderer am Werk, rissen seidene Wandvorhänge herunter, schlugen silberne und goldene Leuchter in Stücke, zerrissen Bücher und schnitten die Edelsteine aus ihren Buchdeckeln. Statuen aus Alabaster zersprangen auf dem Boden, kunstvoll bemalte Wandschirme lagen in Fetzen, Mobiliar mit Intarsien aus Elfenbein und Ebenholz wurde zerschmettert. Draußen erklang das Geheul des entfesselten Mobs – der französischen und venezianischen Soldaten, die die Stadt vergewaltigten.

Dies war ein Kreuzzug, ein heiliger Krieg gegen die Dekadenz des byzantinischen Imperiums, das sich eingebildet hatte, die Nachfolge Roms anzutreten. In einem Kreuzzug standen die Guten und Bösen von vornherein fest. Die Bösen waren die anderen. Man musste sich das vor Augen halten, wenn man Zeuge wurde, wie die Guten all das schändeten, was schön und edel war, draußen in den Gassen Frauen, Kinder und Greise erschlugen und die Nonnen in den Klöstern quälten.

Die Gesichter der vier Männer waren grimmig. Sie wichen den Plünderern aus und bahnten sich ihren Weg durch Seitengänge des Palastes. Die Fensteröffnungen ließen den Feuerschein der brennenden Stadt herein. Im roten Licht zuckten die Schatten. Hier und da lagen ganz stille Schatten; wenn man an ihnen vorbeilief, klebten die Stiefelsohlen in erstarrenden Pfützen fest. Trümmerstücke lagen herum, enthauptete Heiligenfiguren, zerbrochene Schmuckwaffen. An den Wänden klebten stinkende braune Schmierstreifen.

Der erste der vier Männer trug ein Schwert an der Seite, einen Dolch und eine Axt im Gürtel. Er war barhäuptig. In einer Hand hielt er statt eines Schildes seinen Helm. Die Kapuze des Panzerhemdes bauschte sich um seinen Hals. Er bog um eine Ecke, prallte zurück, hielt die anderen drei Männer auf und presste sich einen Finger auf die Lippen.

»Was ist?«, hauchte der zweite. Er war drahtig wie ein Windhund und ebenfalls mit einem Schwert bewaffnet. Auf seinem Waffenrock prangte ein golden eingesticktes Kreuz, um seinen Hals hing ein ebenfalls goldenes Kruzifix, und sein Haar war kurz geschnitten wie das eines Geistlichen. In den Knauf seines Schwerts war ein Edelstein eingearbeitet.

»Venezianer«, erklärte der erste Mann. Sein Name war Heinrich von Kalden. Eine Menge Menschen in seiner Heimat wären verblüfft gewesen, hätten sie gewusst, dass er hier war. Heinrich von Kalden war der Hofmarschall des deutschen Königs.

Der zweite Mann hieß Gerold von Waldeck und war Domherr in Freisingen. Er war der Einzige, der so etwas wie ein Wappen auf seiner Tunika trug: das goldene Kreuz. Auf den Kitteln der anderen drei Männer konnte man die fehlfarbenen Stellen sehen, wo sie ihre aufgenähten Wappenzeichen entfernt hatten. Niemand sollte wissen, wer sie waren.

»Der Teufel soll die Venezianer holen«, flüsterte Domherr Gerold.

Nicht nur Soldaten streiften auf Beutesuche durch Konstantinopel. Die Lagunenrepublik hatte ihre ganz eigenen Agenten auf den Kreuzzug mitgeschickt. Sie waren unbewaffnet, weil sie ein halbes Dutzend Elitesoldaten um sich hatten, die sie schützten, und weil sie die Hände frei haben mussten für die Listen, die sie mit sich schleppten.

Diese Venezianer waren Aasgeier. Sie waren von der Serenissima abkommandiert worden, um inmitten der ziellosen Plünderung jene Dinge an sich zu bringen, die auf den Listen verzeichnet waren. Die Listen stammten von Spionen in Konstantinopel und waren bereits vor Monaten nach Venedig gemeldet worden, als Konstantinopel noch geglaubt hatte, mit dem Rest der Christenheit gut Freund zu sein. Die Venezianer hatten die Erlaubnis, jedes beliebige Beutestück zu konfiszieren, wenn es sich auf einer Liste fand. Es war Teil der Abmachung mit den Anführern des Kreuzzugs, einer Vereinbarung, die dazu geführt hatte, dass die Kreuzritter bequem auf venezianischen Schiffen hierher gekommen und dass ihre Reihen durch die gut ausgebildeten venezianischen Soldaten verstärkt worden waren.

Für den Fall, dass ein siegestrunkener Plünderer ein Beutestück nicht hergeben wollte, waren die Elitesoldaten zur Stelle. Wer sich hartnäckig weigerte, musste die Erfahrung machen, dass man bei der Plünderung einer Stadt auch dann zu Tode kommen konnte, wenn der Widerstand des Gegners längst erloschen war und man eigentlich geglaubt hatte, es mit Verbündeten zu tun zu haben.

Auf den Listen standen die Dinge, die wirklich wertvoll waren – antike Schätze, Kunstgegenstände, Reliquien, Besitztumme, Handelsverträge. Der größte Schatz von allen stand nicht darauf, weil der venezianische Spion, der ihn entdeckt hatte, seine Information an jemanden

weitergegeben hatte, der noch besser zahlte als die Serenissima.

Die vier Männer hatten den Auftrag, sich diesen Schatz zu holen. Ihrem Auftraggeber ging es dabei nicht um Vermögen. Der Schatz besaß die Macht, ein zerfallendes Reich zu retten.

Heinrich von Kalden, der Anführer der vier, raunte: »Wir müssen uns beeilen, sonst findet am Ende noch jemand anderer das verdammte Teil. Ich bin nicht sicher, ob wir wirklich die Einzigen sind, die darüber Bescheid wissen.«

Seine Begleiter nickten. Der dritte Mann trug langes dunkelblondes Haar. Er hatte sich wie der Hofmarschall die Panzerkapuze abgestreift. Die Hitze der brennenden Stadt ließ einem den Schweiß in Strömen in die Augen rinnen; unter einem Helm wäre man halb erstickt. Das hinderte den vierten Mann nicht daran, trotzdem voll gerüstet zu sein, mit übergestreifter Panzerkapuze, Panzerfäustlingen an den Händen, einem blanken Schild in der einen Hand und einem Streitkolben in der anderen. Er hatte sich einen Topfhelm übergestülpt, hinter dessen Sehslitzen seine Augen funkelten.

»Was sagt er?«, klang seine Stimme dumpf unter dem Helm hervor.

Der dritte Mann neigte sich ihm zu und zischte: »Nimm endlich das Ding ab, Saladin, bevor du noch umfällst!«

»Ich fühle mich ausgezeichnet unter diesem Helm«, sagte der Mann namens Saladin würdevoll. Sein eigentlicher Name war Otto von Herneberch, Graf von Botenloubé. Die meisten seiner Besitztümer lagen im Heiligen Land, was ihm den Spottnamen eingetragen hatte. Nur vier Menschen war es erlaubt, ihn damit aufzuziehen: Heinrich von Kalden, Gerold von Waldeck, dem amtierenden deutschen König Philipp von Schwaben und Walther von der Vogelweide, dem bekannten Sänger. Auch Otto von Herneberch hatte sich als Sänger einen Namen gemacht. Ungewöhnlicherweise hatte dies der

Freundschaft zwischen ihm und Walther keinen Abbruch getan; sie war über den üblichen Kollegenneid erhaben.

Walther von der Vogelweide war der dritte Mann der kleinen Gruppe.

Sie schlichen auf Zehenspitzen an dem Raum vorbei, in dem einer der venezianischen Aasgeier mit seiner Eskorte stand und seine Liste studierte. Schließlich erreichten sie eine Kapelle in einem Seitenflügel des Palastes. Die Plünderer waren auch hier gewesen. Sie hatten selbst vor den drei Sarkophagen nicht haltgemacht, die an einer Seite standen. Mumifizierte Leichenteile lagen verstreut herum, zwei Heiligenfiguren fehlten die Hände, in denen sie wahrscheinlich vergoldete Symbole ihres Patronats gehalten hatten. Nur eine Ikone der Muttergottes war verschont worden. Sie war kunstlos gemalt, statt Blattgold hatte der Künstler ein dumpfes Gelb verwendet, das wuchtige Holzbrett, welches das Bild trug, war wurmstichig und verzogen. Der Maler hatte der heiligen Maria eine Träne auf die Wange gemalt; es war das einzige Detail, welches erahnen ließ, dass der Erschaffer dieses Kunstwerks etwas von seinem Handwerk verstanden hatte.

Der Domherr bekreuzigte sich.

Heinrich von Kalden streckte sich und nahm das Gemälde von der Wand. Hinter dem Bild fand sich eine Mauernische, und in der Nische stand ein Schmuckkästchen. Heinrich brachte es an sich.

»Donnerwetter!«, sagte Walther.

»Jesus sei Dank!«, sagte Domherr Gerold.

»Habt ihr was gefunden?«, fragte der Graf von Botenloube, der in die falsche Richtung schaute. Walther drehte seinen behelmteten Kopf ungeduldig herum. »Oha!«

Heinrich wirkte unsicher. »Soll ich's aufmachen?«

»Willst du es erst zu Hause öffnen und dann feststellen, dass ein vergammelter Fingernagel von einem x-beliebigen Leichnam drinliegt, den irgendein Betrüger als eine

Reliquie des heiligen Nikolaus verkauft hat?«, fragte Gerold.

»Als Domherr solltest du nicht so despektierlich sprechen, Hochwürden.«

»Ich hab schon jede Menge Reliquien eingekauft, ich weiß, wovon ich rede.«

»Was hat er gesagt?«, fragte Otto von Herneberch. »Es ist nur ein Fingernagel drin?«

»Ich schwöre, ich nagle ihm den Helm auf den Schädel, wenn das so weitergeht!«, rief Walther.

Heinrich von Kalden öffnete das Kästchen. Es war nicht verschlossen gewesen. Sie beugten sich alle darüber. Otto von Herneberch stieß mit Walther von der Vogelweide zusammen und zerrte sich endlich auch den Helm vom Kopf. Er rutschte ihm aus den mit Schild und Streitkolben bewehrten Händen und schepperte auf den Boden. Otto beachtete ihn nicht. Er zog den Atem ein.

Heinrich sagte: »Nimm du ihn raus, Hochwürden.«

Der Domherr entgegnete: »Die Ehre gebührt dir, mein Freund. An dich ist der Auftrag ursprünglich gegangen.«

Otto von Herneberch sagte: »Jetzt nehmt ihn schon, damit wir hier endlich abhauen können.«

Eine Stimme bellte vom Eingang der Kapelle her in akzentreichem Französisch: »Keine bewegte sisch, verstande!?!«

Drei venezianische Elitesoldaten standen im Eingangsportal. Einen halben Herzschlag später kamen drei weitere hinzu. Heinrich klappte das Kästchen mit einem Knall zu.

Otto von Herneberch fragte: »Was sagt er?«

Walther von der Vogelweide starrte ihn aufgebracht an. Otto zuckte mit den Schultern. »Ich kann kein Griechisch.«

Der Truppführer der Soldaten, ein Sergeant, streckte eine Hand aus. Die andere umfasste drohend den Griff seines Kurzschwerts. »Gebbe mir die Kästeschen!«

»Er will, dass wir ihm das Kästchen aushändigen«, sagte Walther.

»Jaja«, brummte Otto. »Diesmal hab ich's auch verstanden.«

»Darauf kann er lange warten«, sagte Heinrich und spuckte aus.

Der Domherr wandte sich an den Soldaten und sagte auf Latein: »Darauf kannst du lange warten, mein Sohn.«

Der venezianische Sendbote, der die sechs Soldaten kommandierte, spazierte mit seiner über einen Stock gerollten Liste herein. Er überflog die Situation, dann sagte er auf Venezianisch und ohne seine Aufstellung zu konsultieren: »Macht die Idioten fertig.«

Der Sergeant schnaubte verächtlich und zerrte sein Schwert aus der Scheide. Seine Kameraden zückten ebenfalls ihre Waffen. Walther und Otto von Herneberch zogen sich hinter einen der Sarkophage zurück. Heinrich warf ihnen das Kästchen zu. Die Venezianer gaben dem im Weg liegenden Helm Ottos einen Tritt und näherten sich mit der grinsenden Bedrohlichkeit von Totschlägern, die ihren Gegnern zahlenmäßig überlegen und außerdem überzeugt sind, dass sie recht haben. Ottos Helm rollte scheppernd unter den Sarkophag.

»Was sagst du dazu, Hochwürden?«, fragte Heinrich.

»Der Herr sei mit uns«, erwiderte Gerold.

Sie zogen ihre Schwerter und warfen sich den Soldaten entgegen.

❧ 3. ❧

Ascanio da Ponte, der venezianische Sendbote, hatte seinen Teil an Kämpfen gesehen. Auf den Turnierplätzen, wo die Ritter ihre hart trainierten Finten und Künste zeigten, wenn sie beim Fußkampf mit stumpfen Schwertern aufeinander losgingen, und im echten Gefecht, wenn aus den Finten und Künsten ein hektisches Ringen und Schlagen wurde, das jeden strohdreschenden Bauern beschämt hätte. Er war sogar Zeuge der schlimmsten Kämpfe geworden, die es gab: der erbarmungslosen Wortgefechte an der Notarsschule in Bologna, die er absolviert hatte. Man fand auf der ganzen Welt keine Klinge, die so scharf geschliffen war wie die Zunge eines missgünstigen Lehrers. Was er in der Kapelle im Bukoleon-Palast erlebte, war jedoch etwas ganz Neues.

Er hatte seine Soldaten hinterhergeschickt, als er die vier Männer aus dem Augenwinkel an der Kammer hatte vorbeischleichen sehen, in der er Beutegut überprüft hatte. Er hatte messerscharf geschlossen, dass jemand, der in einem Palast, in dem brüllende Übeltäter die Teppiche von den Wänden rissen, auf Zehenspitzen ging, etwas ganz Besonderes im Schilde führte. Und er hatte sich nicht getäuscht! Die Kapelle, in die die vier ihn unfreiwillig führten, hatte er bereits überprüft gehabt, aber dass hinter dem erbärmlichen Madonnenbild etwas versteckt sein könnte, darauf war er nicht gekommen. Ascanio hatte keine Ahnung, ob das Kästchen und sein Inhalt sich auf seiner Liste wiederfanden, aber das würde er herausfinden, wenn die vier Diebe erst einmal in Stücke gehackt waren.

Hatte er gedacht.

Und jetzt musste er mit ansehen, wie der Schwerebewaffnete und der Kerl, der aussah wie ein Pfarrer

in Rüstung, sich durch seine Soldaten bewegten wie zwei Wirbelstürme durch ein Kornfeld. Kurzschwerter flogen links und rechts davon. Ascanio sah den Geistlichen einen gezielten Tritt zwischen die Beine eines Soldaten vollführen, und als dieser schielend auf die Knie sank, zeichnete der Pfarrer ihm fürsorglich ein Kreuz auf die Stirn. Der Schwerebewaffnete warf sein Schwert hoch in die Luft, und als sein Gegner ihm unwillkürlich hinterhersah, gab er diesem einen Faustschlag, der ihn fällte wie einen Baum. Dann fing er das Schwert rechtzeitig wieder auf, um den Hieb eines anderen Venezianers abzuwehren, sich halb um die eigene Achse zu drehen und dann auszutreten wie ein Maultier. Der Geistliche duckte sich unter dem Hieb einer Axt hindurch, kam wieder hoch, gab seinem Gegner eine Ohrfeige, duckte sich erneut, als das Beil in der Gegenrichtung zurücksauerte, verteilte eine zweite Ohrfeige und nickte befriedigt, als die Breitseite der Axt, vom Schwung weitergetragen, mit dem Schädel des Soldaten dahinter kollidierte und diesen zu Boden sandte.

Ascanio riss seine Blicke von den beiden Berserkern los. Ihre Freunde machten nicht die geringsten Anstalten, ihnen zu helfen! Nachdem sie das Kästchen in aller Seelenruhe in mehrere Lagen Stoff gewickelt und in eine Ledertasche gesteckt hatten, betrachteten sie interessiert das Wüten ihrer zwei Kameraden. Als der letzte von Ascanios Soldaten floh, bückte sich der eine, ein Blondschoopf mit langem Haar, kam mit einem Helm in einer Hand wieder in die Höhe und schleuderte ihn dem Fliehenden hinterher. Der schwere Helm traf den Soldaten am Hinterkopf und warf ihn gegen die Wand vor der Kapelle, wo er seufzend herunterrutschte und liegen blieb.

Stille trat ein. Ascanio war in eine Ecke zurückgewichen. Er umklammerte seine Liste und stierte die vier Männer an. Seine Soldaten lagen alle besinnungslos auf dem Boden, bis auf den einen, den der Tritt des Geistlichen ins Allerheiligste getroffen hatte; er

wiegte sich auf den Knien vor und zurück und atmete schwer. Ascanio hörte ein Winseln. Ihm wurde klar, dass es von ihm kam.

Der Geistliche und der Schwebewaffnete richteten ihre Aufmerksamkeit auf Ascanio. Ascanio sank auf die Knie. Seine Liste fiel zu Boden, als er die Hände faltete.

»Madonna santa«, stotterte er. »Madonna santa ...«

Der Geistliche und der Schwebewaffnete steckten die Schwerter ein, packten Ascanio unter den Achseln und zogen ihn hoch. Der Venezianer wusste, dass er jetzt sterben würde. Er hatte sich vorgenommen, einmal würdevoll und mit hoch erhobenem Kopf abzutreten. Er stellte fest, dass es leichter war, zu blubbern und um Gnade zu flehen.

Die beiden Männer schleppten ihn zu dem Sarkophag. Der Blonde und der andere stemmten sich gegen den verrutschten Deckel, bis ein Spalt entstand, durch den Ascanio hindurchpasste. Er wurde hineingeworfen. Der Deckel des Sarkophags rutschte zurück. Sie wollten ihn lebendig begraben! Er begann zu brüllen.

Der Deckel öffnete sich. Der Pfarrer sah zu ihm herein und gab ihm eine Ohrfeige.

»Du zählst jetzt bis tausend, mein Sohn, danach kannst du schreien, so viel du willst«, sagte er in fehlerfreiem Venezianisch. »Tust du es vorher, hängen wir deine jämmerliche sterbliche Hülle über dem nächstbesten Feuer an den Eiern auf!«

Ascanio gurgelte etwas.

Der Deckel schloss sich ein zweites Mal bis auf eine Handbreit, die offen blieb. Licht und Luft kamen herein. Ascanio hörte, wie sich Schritte entfernten. Er holte Luft, um zu schreien.

Das Gesicht des Pfarrers erschien im Spalt. »Tausend hab ich gesagt, mein Sohn. Das sollte man sich doch merken können.«

Das Gesicht verschwand. Ascanio lag schlotternd in seinem Sarkophag und lauschte.

❧ 4. ❧

Der Soldat mit den geprellten Hoden war der Erste, der aufstehen konnte. Er sah sich um und folgte schließlich einer zitterigen Stimme zu einem Sarkophag. Er schob den Deckel zurück. Der Notar lag mit krampfhaft geschlossenen Augen darin, schützte seinen Schritt mit beiden Händen und begann zu kreischen:
»Zweihundertzehn, Monsignore, ich bin erst bei zweihundertzehn, o Gnade, bittebitte ... Gnade ...!«

1. BUCH
DIE LIEBE EINES SÄNGERS
1208 A. D.



❁ 1. ❁

Anna von Rehperc starrte auf die Landschaft, die unterhalb ihrer Heimatburg in sanften Wellen auf einen im Sommerdunst schwimmenden Horizont zulief, nur unterbrochen von einzelnen Zeugenbergen, die sich wie Fremdkörper davon abhoben. Die steil auf der weit und breit höchsten Erhebung aufragende Burg Stoufen in der Nachbarschaft war ein kantiger Umriss im Nachmittagslicht, unwirklich wie die Erinnerung an einen verlorenen Schatz.

Oder an die verlorene Unschuld.

Anna krümmte unwillkürlich die Schultern nach vorne. Wenn sie so wie jetzt leicht vornübergebeugt stand, konnte sie jeden glauben machen, dass ihre Schwangerschaft höchstens im sechsten Monat war. Sie war eine schlanke Frau, an der zwei Geburten kaum Spuren hinterlassen hatten, und wie die beiden Male zuvor war sie auch dieses Mal nicht so rund geworden wie andere werdende Mütter, die sie kannte. Zudem waren für eine Frau von ihrer Statur ihre Brüste groß, und wenn sie das eigentlich enge Oberteil ihres Gewands auf eine ganz bestimmte Art schnürte, schienen ihre Proportionen zu stimmen und ihr Bauch flacher, als er in Wirklichkeit war. Dabei stand die Geburt unmittelbar bevor.

Ihr Herz verkrampfte sich vor Furcht wie jedes Mal, wenn sie daran dachte. Sie hatte Angst vor den Schmerzen, Angst vor den Umständen, unter denen die Geburt diesmal würde stattfinden müssen, aber am meisten Angst hatte sie davor, was nach der Geburt geschehen würde.

Vielleicht wieder eine Totgeburt? So wie die beiden anderen Male, als sie von ihrem Ehemann schwanger gewesen war ...

Aber eigentlich war sie sicher, dass es diesmal keine Totgeburt würde. Nein, dieses Kind war von einem anderen. Dieses Kind würde leben.

Aber nicht lange, dachte sie. Wenn alles gut ging, würden Hildebrand von Rehperc, Hofmarschall von König Philipp, und seine Frau Anna eine dritte lebenslange Stiftung für eine Totenkerze in der Oberhofenkirche von Göppingen ausloben.

Wenn alles *gut* ging!?

Sie hatte ihre Unschuld wirklich in jeder Hinsicht verloren. Es war in drei Schritten geschehen. Zuerst hatte sie ihr Herz verschenkt; dann hatte sie ihre eheliche Treue drangegeben; und nun - bald - würde sie auch ihre Seele verspielen.

Und das alles eines Mannes wegen, der sie vermutlich schon vergessen hatte.

Sie spürte, wie das Kind in ihrem Leib um sich trat. Rücksichtslos wie dein Vater, dachte sie voller Zorn.

Aber wie hätte sie ihn halten sollen, selbst wenn sie gekonnt hätte? Ihn, der immer irgendeinem Traum nachjagte - dem Traum von der perfekten Musik, dem Traum von der perfekten Poesie ...

Dem Traum von der perfekten Gefährtin.

Sie war nicht die perfekte Gefährtin gewesen, so viel stand fest. Und dabei hatte sie jegliche Zurückhaltung fallen lassen, als er und sie ... oh, die Dinge, die sie getan hatten! Die Lust, die sie sich geschenkt hatten! War nicht wenigstens sie perfekt gewesen? Diese gemeinsame, fiebrige, vor nichts haltmachende, keine Furcht und keine Scham kennende Lust?

Wie so viele andere Frauen hatte sie ihn *begehrt*, lange bevor sie mit ihm geschlafen hatte. Nachher hatte sie ihn *geliebt*, hatte den Traum geliebt, in dem er sie mühelos tagelang hatte schweben lassen, den Traum davon, dass körperliche und seelische Erfüllung eins sein konnten,